

Ferme Auberge

Unter normalen Umständen bringen ihn keine hundert Pferde dazu, sich bei regennasser Fahrbahn auf ein Motorrad zu setzen. Wird man während einer Tour von einer schwarzen Wolke überrascht, kann man halt nichts machen. Aber im Regen loszufahren, wenn der Asphalt an den unübersichtlichsten Stellen von aufgeweichtem Belag rutschig sein konnte, war seiner Überzeugung nach nur mit selbstmörderischen Motiven zu erklären. Ganz zu schweigen von dem alle Fahrerfreuden verderbenden Moment, ab dem der Regen durch das Stiefelleder dringt und im Nacken seinen Weg unter Regenkombi und Lederjacke findet.

An diesem Nachmittag ist es ihm völlig egal, in welchem Zustand die Straßen sind. Eine umfassende Gleichgültigkeit hat ihn seit dem Abend, an dem sie ihn nackt und vor Kälte und Angst zitternd aus dem Unterstand befreiten, fest im Griff und ähnelt mehr und mehr einem Faradayschen Käfig, der ihn gegen alle emotionalen Einflüsse aus seiner Umgebung abschottet. Die zärtliche Besorgtheit Ninis, das Hören geliebter Musik, seine Bücher, das Lachen seiner Mutter, nichts löst auch nur den geringsten Wirbel in seiner Seele aus. Da ist nichts mehr, was seine Vernunft dabei unterstützt, Schönes von Hässlichem zu unterscheiden.

Gegen vier lässt er Weissenburg hinter sich und folgt einer schmalen Landstraße, die sich in sanften Serpentinien auf die dicht bewaldeten Hügel der Nordvogesen hoch schlängelt. Wie viele dutzende Male zuvor passiert er das Schild mit dem Hinweis auf das Château de Fleckenstein und biegt hinter Obersteinbach links in eine kaum befahrene Waldstraße ein, die nach Südwesten führt. Der Nieselregen hat zwar ausgesetzt, aber an dem gleichmäßig dunkler werdenden basaltgrauen Himmel erkennt er, dass die Sonne ihren Kampf gegen die grauen Wolken endgültig aufgegeben hat. In den nächsten beiden Stunden entscheidet er sich bei jeder Kreuzung oder Gabelung für die jeweils schmalere Straße, immer darauf bedacht, wenigstens im Großen und Ganzen die südliche Richtung zu halten. In tiefe Grübeleien versunken,

inzwischen unterwegs in dichten Wäldern auf engen asphaltierten Forstwegen, verliert er endgültig die Orientierung. Nach ergebnislosem Studium der Straßenkarte folgt er einem kleinen Flüsschen in Fließrichtung, das sich ihm eine halbe Stunde später auf einem Schild als Zorn vorstellt und rollt genau an der Stelle aus dem Wald auf eine breite Hauptverkehrsstraße, an der ein Café liegt. Aber allein der Gedanke, sich unter Menschen begeben zu müssen, löst einen von leichter Übelkeit begleiteten Widerwillen in ihm aus. Alles in ihm sträubt sich dagegen, in Stillstand zu geraten, die melancholische Ungestörtheit des Fahrens zu verlassen.

Hinter Saverne biegt er auf eine schmale Straße ab, die durch dichte Wälder auf nebelverhangene Pässe führt. Als er einmal seinem schmerzenden Gesäß eine kurze Pause gönnend, auf ein wolkengefülltes Tal hinabblickt, verdichtet sich in ihm das traurige Gefühl, von allem in der Welt abgetrennt zu sein.

Ein kurzer Blick auf die Karte zeigt ihm einen See ganz in der Nähe, bei dem er einen Zeltplatz zu finden hofft. In einer halben Stunde würde die Dämmerung einsetzen. Als er den Col du Donon überquert, kommen ihm die Rheinmatrosen Henri und Hugo in den Sinn, die in diesen Wäldern im Widerstandskampf des Maquis gegen die Nazibesatzung ermordet wurden.

Ob sein Großvater die beiden gekannt hat? Er weiß nicht, in welchem Verhältnis Rheinschiffer und Rheinfischer damals standen. Womöglich waren sie sich einmal begegnet. Er erinnert sich an die wenigen Male, meist in den Sommerferien, die ihn sein Großvater mit zum Fischfang genommen hatte. Es mussten die Jahre vor der Pubertät gewesen sein, mit der dann ganz andere Interessen und Bedürfnisse wie bunte Räuberhorden in sein Leben eingefallen waren. Während der Nacht, die sie auf einem breiten Altrheinarm verbrachten, warf der alte Mann mehrmals sein Netz aus. In den später eingezogenen Maschen bäumten sich armlange Zander und Flussbarsche inmitten eines Gewusels unzähliger Rotaugen, Äschen, Flussbarben und anderen Kleinfischen. Einmal wütete ein Wels in ihrem Netz, der kaum kleiner war als er

selbst. Vor seinem geistigen Auge sieht er den stillen Mann im Dunkel der Nacht an Bord seines Kutters sitzen, wie er Pfeife rauchend, dem an ihn gelehnten schläfrigen Enkel zärtlich durchs Haar fährt. Beck klappte das Visier hoch und wischte sich die Tränen aus den Augen. Wo kommt diese verdammte Rührseligkeit nur her.

Obwohl erst halb sieben, wird das Grau des Tages dunkler. Der wieder einsetzende Nieselregen zwingt ihn ständig, den Nebel vom Visier zu wischen. Er wundert sich, dass ihm nicht kalt wird, immerhin ist er seit Stunden in diesem nassen, frühherbstlichen Wetter unterwegs. Als er den See erreicht, stellt sich schnell heraus, dass das Ufer zwar an drei Stellen zugänglich, aber ein Zeltplatz nirgends zu finden ist. Im dichten Wald ist es inzwischen so düster, dass er den Lichtkegel seines Scheinwerfers zitternd über Baumstämme und Unterholz huschen sieht. Er fährt zurück zu der Handvoll Häuser, die er am Ende der Straße zum See passiert hat. Er erinnert sich an ein verwittertes Schild, das auf eine Ferme Auberge hinwies.

Bei dem kleinen Weiler angekommen, stellt Beck sein Motorrad direkt vor dem wenig einladenden Gasthof ab. Er schaut sich um. Kein Mensch ist vor den Häusern zu sehen, nicht ein Fenster, hinter dem ein Licht auf die Anwesenheit ihrer Bewohner hinweist. In nicht einmal einer halben Stunde ist es dunkel, also schält er sich aus seiner Regenkombi und steigt zögerlich die zwei Steinstufen zur Eingangstür hoch. In dem Flur, den er betritt, ist es düsterer als draußen in der regengrauen Abenddämmerung. Eine feuchte Wärme treibt ihm augenblicklich Schweißperlen auf die Stirn und er streift seine Lederjacke ab, legt sie sich über den Arm. Mit wenigen Schritten gelangt er vor einen kleinen abgenutzten Tresen, neben dem eine schmale Treppe in das Obergeschoss führt, aus dem das bläuliche Flimmern eines laut dröhnenden Fernsehapparates nach unten flackert. Ein modriger Geruch lässt vermuten, dass die Grundmauern des Hauses seit Jahren nicht mehr richtig ausgetrocknet sind. Dazu mischt sich der Mief unzähliger gerauchter Gitanes und der Duft frisch gebackenen Kuchens. Nikotingelbes Licht erhellt dürftig Flur und Treppe, gerade so, dass man nicht

stolpert oder sich an der mit allerlei verstaubtem Tinnef beladenen Kommode blaue Flecken stößt. Beck kommt der Gedanke, dass das Gelbe, das über allem zu liegen scheint, nicht nur von dem diffusen Licht der Lampen kommt, sondern tatsächlich das Ergebnis leidenschaftlichen Rauchens sein könnte. An der Decke löst sich an einigen Stellen die Tapete und der Teppich, mit dem Flur und Treppe ausgelegt sind, entblößt an einigen Stellen die darunterliegenden Holzdielen. Er räuspert sich einige Male laut, aber niemand scheint von ihm Notiz zu nehmen. Langsam geht er den Flur entlang. Er kommt an einen ebenfalls schlecht beleuchteten Raum, zu dem die Tür offensteht. Vor einer großen Tafel von mehreren zusammengerückten Tischen, auf denen hunderte kleiner runder Obstkuchen auf Blechen verteilt sind, thront ein unglaublich fetter Mann in weißem Feinrippunterhemd und grauen Baumwollhosen, der den Küchlein mit gleichmäßigen Bewegungen kleine Quark- oder Puddinghäubchen aufsetzt. Ohne in seinen Bewegungen innezuhalten dreht sich der riesige Kopf langsam zu der Türöffnung, vor der Beck steht. Das fleischige rotwangige Mondgesicht verzieht sich zu einem kindlichen Lächeln und wendet sich ohne einen Laut von sich zu geben wieder der monotonen Tätigkeit zu. Beck spürt, wie sich die Härchen an seinen Unterarmen aufstellen. Er will sich gerade umdrehen, um zurück zu seinem Motorrad zu gehen, als sich ihm eine kalte Hand auf die Schulter legt. Der Schreck, der ihm durch die Glieder fährt, lässt seine Puls in die Höhe schießen.

„Monsieur?“

Er dreht sich um und steht dem genauen Gegenteil des dicken Tortenbäckers gegenüber. Ein Mann, so groß wie er selbst, dünn wie ein Spargel und genauso blass, lächelt ihn an. Das spärliche Haar ist in einem Anfall von Eitelkeit mit Haarcreme an dem hautbespannten Schädel festgeklebt worden. Beck ertappt sich dabei, wie seine Augen die Oberlippe des durchscheinenden Hausherrn nach unnatürlichen Wölbungen über den Eckzähnen absuchen. Genau wie bei dem Dicken hinter ihm ist es ihm unmöglich, das Alter seines Gegenübers zu schätzen.

„Ein Zimmer.“ Seine Stimme klingt wie sein Motorrad, wenn es sich weigerte anzuspringen, nur viel leiser. Er räuspert sich laut. „Haben Sie ein freies Zimmer? Für eine Nacht.“

„Aber sicher Monsieur. Kommen Sie.“ Der Dünne tippelt vor ihm her zu dem Tresen zurück, von Schweben kann keine Rede sein, und kramt ein vergilbtes Anmeldeformular hervor.

„Mein Name ist Jean-Marie Degonville, Monsieur. Würden Sie bitte das Formular hier ausfüllen?“

Während Beck schreibt, nimmt Monsieur Degonville einen Zimmerschlüssel von dem Schlüsselbrett an der Wand hinter sich und legt ihn auf die Theke.

„Sind neunzig Franc in Ordnung für Sie Monsieur? Mit Frühstück natürlich. Das Frühstück können Sie in dem Zimmer einnehmen, in dem mein Schwager gerade die Törtchen fertigmacht. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, können Sie die neunzig Francs gleich jetzt bezahlen.“

Beck hat vor seiner Abfahrt gedankenlos das kleine Bündel Francscheine, das er in einer Blechdose seines Küchenschrankes verwahrte, eingesteckt und hofft nun, dass es reichen wird. Es ist mehr als genug.

„Haben Sie kein Gepäck Monsieur?“

„Doch, draußen auf dem Motorrad. Wenn Sie mir erst einmal das Zimmer zeigen würden.“

„Natürlich Monsieur. Wenn Sie mir bitte folgen wollen.“

Monsieur Degonville geht um die Theke herum und steigt vor Beck dem dröhnenden Fernsehgerät entgegen. Wie zuvor auf den Straßen wird auch auf der Treppe der Nebel dichter, je höher er kommt. Beißender Tabakqualm quillt von oben die Treppe herab. Nach der letzten Treppenstufe steht Beck am Ende eines Flures, der kürzer ist als der untere. Rechts und links führen jeweils zwei nebeneinanderliegende Türen zu Zimmern.

Direkt vor ihm steht ein zerschlossener, voluminöser Ohrensessel, in dem rauchend ein dürrer Greis sitzt, die großen Augen konzentriert auf den Bildschirm gerichtet. Es muss viele Jahre her sein, als jemand die braune Wolljacke für ihn strickte, jetzt scheint er fast in ihr zu verschwinden. Auf dem

kleinen Tischchen neben ihm steht ein tellergroßer, von Zigarettenkippen überquellender Aschenbecher, neben dem drei blaue Schachteln filterloser Gitanes liegen. Eine fast leere Flasche Wein ist in Reichweite des Alten neben einem Glas abgestellt. Der alte Mann nimmt weder von Monsieur Degonville noch von Beck Notiz und starrt weiter auf den riesigen Fernsehapparat, der mehrere Schritte von ihm entfernt am anderen Ende des kleinen Flures steht. Das Gerät ist so laut, dass Becks Gastgeber fast schreien muss, als er auf das Zimmer direkt neben dem Fernsehgerät weist.

Nach einem kurzen Blick in das Zimmer holt Beck die beiden Packsäcke hoch und beglückwünscht sich zu der Entscheidung, die Dosenwurst und das restliche Brot mitgenommen zu haben. Gesättigt vom Inhalt einer Dose Schwartemagen, lässt er Stiefel, Hose und Hemd neben dem Bett liegen und versucht, es sich auf dem Bett bequem zu machen. Augenblicklich rollt er unter protestierendem Quietschen der ausgeleierte Stahlfedern in die Mitte des Doppelbettes, in der sich nach tausendfachem Gebrauch eine tiefe Kuhle gebildet hat. Für einen kurzen Moment packt Beck die surreale Angst, in einem Touristen fressenden Haus gelandet zu sein, in dem die Betten so präpariert sind, dass sich deren Benutzer binnen weniger Augenblicke in einem in den Felsen gehauenen Verlies wiederfinden, aus dem es kein Entrinnen gibt.

Nachdem er diesen weiteren Anfall lächerlicher Paranoia abgeschüttelt hat, meldet sich auf einen Schlag sein malträtiert Körper. Als ob die kleinste Bewegung alle Muskelfasern einzeln unter Strom setzen würde. Unter lautem Stöhnen kämpft er sich zum Bettrand und fingert zwei Schmerztabletten aus seinem Kulturbeutel. Fluchend registriert er, dass er vor lauter Befremden über die seltsamen Bewohner dieser Auberge vergessen hat, Herrn Degonville um eine Flasche Wein zu bitten. Aufzustehen, um nach unten zu gehen, traut er sich nicht mehr zu. Er vermutet, dass er nicht einmal mehr die Kraft haben würde, sich ein zweites Mal der Schwerkraft entgegenzustemmen, um diesem durchgelegenen Bett zu entkommen. Die Bettwäsche ist offensichtlich sauber, riecht aber so intensiv nach Tabakrauch, dass er

nicht wirklich daran glaubt, schlafen zu können. Umso mehr wünscht er sich eine Flasche Wein. Dazu kommt der Lärm des Fernsehgerätes, das fast direkt vor seiner Zimmertür auf einer Kommode steht. Je länger er mit geschlossenen Augen auf dem Bett liegt, umso lauter scheinen die Lautsprecher zu dröhnen.

Er will sich gerade aufraffen, um dem Großvater auf dem Flur ordentlich die Leviten zu lesen, als der Nachrichtensprecher von einem Sprengstoffattentat in den frühen Morgenstunden auf das Hauptquartier der US-Luftstreitkräfte in Rammstein berichtet, das erheblichen Sachschaden verursacht hatte und bei dem zwei deutsche Zivilangestellte und achtzehn amerikanische Soldaten verletzt wurden. Der Chef des Bundeskriminalamtes erläutert, dass trotz fehlendem Bekennerschreiben mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen sei, dass es sich um einen Anschlag der Roten Armee Fraktion handele.

Beck erstarrt zu Stein. Von wegen, die Welt ignoriert ihn. Selbst in dieser abgelegenen Auberge, die ohne große Veränderungen als Kulisse für einen abendfüllenden Horrorfilm erhalten könnte, erinnert sie ihn an die Schuld, die er auf sich geladen hat. Er krümmt sich in die nikotinverseuchten Laken und stöhnt laut zur hohen Decke hin, über der ein wirklich gläubiger Mensch die Chance zur Vergebung gesucht hätte.

Schweißgebadet wacht er in der Nacht in dem panischen Gefühl auf, jemand steht über ihn gebeugt an seinem Bett und versucht ihn mit der Bettdecke zu ersticken. Nach wenigen Augenblicken erkennt er, dass die Ursache seines Erwachens nicht der Albtraum ist, sondern die unheimliche Stille, die über dem Haus liegt. Das Fernsehgerät war abgeschaltet worden.

Als Beck am nächsten Morgen kurz vor acht zum Frühstück erscheint, sind alle Törtchen verschwunden. Kaffeeduft mischt sich in den Geruch kalten Zigarettenqualms. Durch die geöffneten Fenster fallen Sonnenstrahlen, die vereinzelt durch das dichte Laub der hohen Buchen hindurch in den Gastraum leuchten. Obwohl mit der düsteren Atmosphäre

und dem dicken Schwager das Unheimliche des vorherigen Abends vollständig verschwunden ist, fühlt er sich nicht wohler. An einem der wieder vereinzelt aufgestellten Tische erkennt er ein für französische Verhältnisse üppiges Frühstück und setzt sich. Eine große Schale Milchkaffe und ein ellenlanges, mit Brie, Salami und Gurkenscheiben belegtes Baguette später packt er sein Motorrad auf und verabschiedet sich wortkarg von Monsieur Degonville.